

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Aus Wald und Feld

Nus Wald und Feld.

Vor- und Standrede.

Es gibt Menschen, die sich ein Vergnügen daraus machen, das zu thun, was Andern schadet und ihnen selbst keinen Nutzen bringt; ja, die sich noch etwas darauf einbilden.

Am Sylvestertag des vorigen Jahres brachte der Postbote dem „Vetter“ ein Kistchen, in welchem sich ein Mäusebussard befand. Oben auf lag ein Zettel, auf dem folgendes geschrieben stand:

„Hier sendet Ihnen ein Jäger ein Exemplar Ihres so gepriesenen Mäusebussard als Neujahrsgeſchenk, auf den Ihr Artikel im 83er Kalender wohl nicht den von Ihnen gehofften Erfolg gemacht hat.“

Unterschrift war keine dabei, aber statt deren ein langer Gedankenstrich, mit dem der Schreiber jener Zeilen wahrscheinlich seinen Gedanken-Reichthum anzeigen wollte. Tauben Ohren will der Vetter nicht predigen, also weiter im Text.

Zur Pfingstzeit wars, wo die Menschen sich erfreuen an der herrlichen Natur, an dem Gesang der Vögel, wo Feld und Wald im schönsten Schmucke prangen und jedes lebende Wesen sich ergötzt und seines Daseins sich freut, da traf der Vetter im Walde einen Jägermann, der gar vergnügt vor sich hinschmuzzelte. „Herrlich im Walde“, ruft ihm der Vetter zu, „wie der Kukul so schön ruft und das Eichhörnchen so muntere Sprünge macht.“ „Ja, ja“, sagte darauf der Jäger, „aber die da drinnen rufen und springen nicht mehr“, dabei klopfte er an seine Jagdtasche. Auf Befragen antwortete der Mann, daß er heute schon ein schön Stück Geld verdient habe und holte aus der Tasche zwei Kukul und drei Eichhörnchen hervor, die er geschossen. Der Mann erzählte, er sei Jagdaufscher und bekomme für jeden Kukul und jedes Eichhörnchen, das er schieße, 50 Pf. Schußgeld. Der Schaden sei eigentlich nicht groß, den der Kukul und das Eichhörnchen anrichte; er glaube, das Schußgeld sei ihm hauptsächlich deshalb von den Jagdpächtern ausgeworfen, damit er seine meiste Zeit im Walde zubringe und dadurch die Wilderer fern halte.

Da hört denn doch alles auf. Also muß der Kukul und das Eichhörnchen den Jagdpächtern zur Kontrolle dienen, daß die Jagdaufscher ihre Pflicht thun. Sollten da nicht diejenigen, welche Jagden zu verpachten haben, in Zukunft den Pächtern das Zusammenschießen solcher Thiere und Vögel untersagen, welche eine Zierde des Waldes sind und mehr nützen als schaden?

* * *

Der Vetter will aber durch obige Erfahrungen den Muth nicht verlieren. Wenn er durch seine Aufklärungen über Kukul, Mäusebussard und Gule auch nichts weiter erreicht hätte, als daß nur einige dieser Vögel weniger verfolgt und getödtet worden wären, so wäre dies nicht viel, aber immerhin etwas. Doch ist der Vetter überzeugt, daß viele seiner geneigten Leser einsichtig genug sind, um alte Vorurtheile über Vord zu werfen und nicht nur selbst das Vernünftige erkennen, sondern auch noch Andere belehren und aufklären.

Vorher waren's nützliche Vögel, welche der Vetter zur Betrachtung gebracht hat — diesmal bleibt er fein auf der festen Erde. Gibt es doch überall in Gottes Natur des Schönen, Guten und Lehrreichen genug. Nur dürfen diesmal die lieben Leserinnen nicht gleich die Näschchen rümpfen oder gar ausschreien, wenn von diesem verrufenen Burschen erzählt wird. Den Namen zu diesem Konterfei



zu setzen, wäre eigentlich überflüssig — denn wer kennt den Igel nicht? Der Vetter will gar nicht von der üblen Art reden, mit welcher man über unsere Igel spricht, obſchon er denselben nicht als reinlicher hinstellen kann, als er wirklich ist. Schließlich kanns dem Vetter ganz recht sein, wenn man einen Menschen, der mit dem klaren Wasser und der Waschseife auf gespanntem Fuße steht oder sonstwie sich recht widerhaarig zeigt, in nicht gerade sehr schmeichelhafte Beziehung zum Igel zu bringen pflegt. Aber dabei sollte es auch bleiben und sollte man den Igel, der dem Menschen nur nützt, nicht so schmachvoll verfolgen und aus reiner Mordlust sogar noch todtschlagen; denn: der Igel ist ein geradezu sehr nützliches Thier in Feld, Wald und Garten.

Die Thierfamilie der Igel ist nicht groß, aber weit verbreitet über Europa, Afrika und Asien. Er findet sich in Wäldern und Auen, Feldern und Gärten, sogar auf weiten Steppen.

Der Igel ist so bekannt, daß eine kurze Beschreibung genügen wird. Er ist gedrungenen Leibes, dick und kurz, der nicht lange Kopf vorn zu einem kleinen Rüssel zugeschnauzt und gekerbt, das

Maul weit gespalten. Die Augen, welche gutmüthig und nichts weniger als böshast in die Welt schauen, sind klein und schwarz. Die Ohren sind breit, die Beine kurz mit plumpen Füßen, welche fünf bekrallte Zehen tragen. Der Schwanz ist kurz und stümmelhaft. Das ganz Eigenthümliche des Igels ist sein Fell, welches oberseits, bis zur Stirne, mit kurzen Stacheln, unterseits mit kurzen Haaren bestanden ist. Dieses Stachelkleid ist denn auch die einzige Waffe des Igels; bei der geringsten Gefahr — und der Igel ist ein so furchtsamer Gesell, daß er bei dem leisesten Geräusche, dem Fallen eines Blattes, einem Fußtritte Gefahr wittert — rollt er sich zu einer Kugel zusammen, um seine unbeschützten Leibestheile gegen etwaige Angriffe zu schirmen. Dies gelingt ihm denn auch fast durchweg. Das Zusammenrollen bewirkt er ohne Anstrengung vermöge seiner wie bei keinem anderen Thiere ausgebildeten starken Hautmuskeln, so daß ein Mann, wenn auch gehörig an den Händen geschützt, kaum im Stande ist, den Igel gewaltsam aufzurollen.

Es holen sich denn auch seine Angreifer gewöhnlich nur blutige Nasen. Die erbittertsten Feinde des Igels, natürlich außer den lieben Menschen, sind der Hund und der Fuchs. Jene können ihm weniger anthun als dieser schlaue Räuber, welcher unter anderen Kniffen auch weiß, daß der Igel das Wasser nicht ertragen kann, diesen dorthinein zu kugeln sucht, um ihn dann, wo er sich aufgerollt hat, an der Schnauze zu fassen.

Dem Menschen wird es indessen nicht schwer, den Igel zu greifen; mit Wasser begossen, oder die Stacheln von vorn nach hinten leise zurückgedrückt oder mit Rauch angeblasen, was der Igel arg scheut, und er kann ohne Belästigung genommen werden.

Der Igel verfällt im Herbst in Winterschlaf. Für diese Zeit bereitet er sich sein Winterneft in einem wirren Haufen von Heu, Stroh, Laub, Moos, innen sorglich ausgefüttert. Vor den ersten kalten Tagen begibt er sich mit einem netten Fettwänstlein, das er sich vorher angefütert, zur langen Ruhe. Wenn er schon im vollsten Leben ziemlich unempfindlich gegen äußere Einwirkungen ist, so ist er in diesem schlafenden Zustande geradezu stumpf, selbst gegen schwere Verwundungen. So hat man beobachtet, daß im Rumpfe eines winterschlafenden Igels, von welchem der Kopf getrennt war, das Herz noch längere Zeit fortschlug.

Das Zeug für sein Nest bringt er zusammen, indem er sich im Laube kugelt, und so aufgespießt ziemliche Mengen fortschleppt. Seinem Handwerke, welches im Töbten und Verzehren von Unmassen

von Heuschrecken, Grillen, Küchenschwaben, Mai- und Mistkäfern, andern Käfern aller Art und deren Larven, auch Regenwürmern, Nachtschnecken, Walb- und Feldmäusen besteht, geht er nächtlicherweile nach. Des Tages über verbirgt er sich in seinen Schlupfwinkeln, wo er sich süßem Schlummer überläßt, um erst bei einbrechender Dämmerung sich zu ermuntern und seine Streifereien anzutreten, wozu er mit Vorliebe die dichtesten Gebüsche und Hecken wählt. Unter seinen Sinnen ist der Geruch am ausgebildetsten, auch das Gehör ist scharf; doch Geschmack und Gesicht ist so verkümmert, daß es nicht selten vorkommt, daß der Igel auf seinen Wanderungen plötzlich bis dicht an den Jäger auf dem Anstande herantollert, ohne diesen vorher zu gewahren.

Zwar findet der Igel nebenbei auch Geschmack an saftigen Früchten und verschmäht vorkommenden Falles auch junge Vögel nicht; doch ist der dadurch verursachte Schaden gar nicht nennenswerth, und vor dem schwereren Verdachte, daß er leidenschaftlich Hühnereier freße und gar dem Hühnervolke nachstelle, davor muß der Better den unschuldigen Kauz ganz besonders in Schutz nehmen. Wohl aber ist der Igel den Schlangen ein geschworener Feind und nicht weniger den giftigen als den nichtgiftigen. Er liefert den gefährlichen Kreuzottern muthig die schwersten Gefechte, aus welchen er immer als Sieger hervorgeht.

Angesichts solcher Thaten, solchen Nutzens, ist es da nicht Pflicht, den Igel der wärmsten Theilnahme und Schonung zu empfehlen? Was schadet dabei, daß der täppische Gesell in der Gefangenschaft ein großer Freund von geistigen Getränken wird und des Guten gerne zu viel thut, daß er in höchster Trunkenheit nicht besser und schlechter, nicht gerader und krummer seine Straße zieht, als mancher Mensch, der doch — kein Igel ist? oder doch?! — Seine Käusche verbanke dann der gezähmte Igel nur den Segnungen der menschlichen Kultur! —

Der Better könnte hier Punktum machen und einen Gedankenstrich; doch sieht er da noch einen Verwandten des Igels, der seine Fürsprache vielleicht auch etwas nöthig hat, nämlich den Maulwurf, den ja Jeder kennt.



Der Vetter weiß, daß er damit einen schweren Stand hat vor manchem Leser, welchem die Maulwürfe Wiesen und Garten oft mehr unterwühlen, als gerade recht und angenehm ist. Aber das steht doch fest, daß der Maulwurf durch Wegfangen der Regenwürmer, Grillen, Engerlinge und sonstiger verderblicher Kerbtbiere großen Nutzen stiftet. Er frißt gar keine Pflanzennahrung und verhungert eher, als daß er solche angreift. Wie viel Fleischnahrung er aber bedarf, geht daraus hervor, daß zwei Maulwürfe in 9 Tagen nicht weniger als 341 Engerlinge, 193 Regenwürmer nebst 4 anderen Kerbtbiere und eine Maus verzehrt haben. Darum schützt und duldet den Maul-

wurf auf Wiesen, in Laubwäldern und auf Feldfruchtstücken, wo man seine Wühlhaufen leichter beseitigen kann. Doch in Gärten und sonst, wo er theueren Pflanzen empfindlich durch seine Wühlereien schaden kann, vertreibe man ihn, und zwar am besten auf folgende Weise: Man grabe rings um den zu schützenden Garten oder um das betreffende Pflanzstück eine Menge klein gehackter Dornen und Glascherben bis zu einer Tiefe von 60 Centimeter in die Erde; der Maulwurf, beim Versuche einzubringen, verwundet sich Krüffel und Gesicht und geht daran sehr bald zu Grunde. Probatum est!

Wie der „Herr Rath“ mit einer Dynamitpatrone vom Gänsefchmaus hinweggesprengt wird.

Zwar war er nicht Gemeinde- und nicht Stadtrath; auch nicht Hof- und nicht Geheimer Rath; das letztere am allertwenigsten, denn er konnte nichts bei sich behalten, was freilich manche wirkliche Geheimräthe auch nicht immer zuweg bringen. Aber er hieß einmal der „Herr Rath“, wenn auch kein Mensch im Städtlein sagen konnte, wann oder von wem er den Rathstitel erhalten hatte. Im Grunde war er gar kein böser Mensch, nur hatte er etliche fatale Fehler an sich, die ihm und andern gar manchen Verdruß bereiteten. Daß er nicht gut hörte, dafür konnte er natürlich nichts. Daß er ein arger Furchtepuß war, brachte wenigstens Andere nicht in Schaden. Aber seine unbändige Neugierde zusammt seiner Fraubaserei: diese zwei Haupt-Untugenden spielten gar manchen Schabernak. Alle Augenblicke hatten ihm Spaßvögel einen Bären aufgebunden und waren sicher, daß in einer Stunde schon das ganze Städtchen im Aufruhr stand. So oft noch der Vetter vom Rhein nach Föhrenbergen kam, immer war etwas Los und immer drehte sich die Geschichte um den „Herrn Rath“. So war der „Rath“ neulich, es war so um Allerheiligen, in der Amtsstadt gewesen und hatte dort zufällig in der „Bayerischen Bierhalle“ erfahren, daß auch der Doktor von Föhrenbergen am Tage vorher da gewesen sei und beim Kunstschreiner einen Schrank aus Palisanderholz bestellt habe, mit dem er seine Frau auf Weihnachten überraschen wollte. Kaum war der „Herr Rath“ heimgekommen, plauderte er aus und mit der Ueberaschung am Christkindles-Abend war es vorbei. Von des Apothekers Tochter hatte er wiederholt ausgesprengt, sie sei verlobt, und wäre das ihr gar

recht gewesen, aber es war leider jedesmal nichts an der Sache. Als im Postwirthshause die Rede davon war, der Notar habe soeben Besuch vom Oberamtsrichter Fischer bekommen, erzählte er alsbald: der Notar habe vom Oberamtsgericht einen Wischer bekommen.

Kurzum, der Kukul war wieder los und es kam Martini. Um diese Zeit pflegten die Honoratioren von Föhrenbergen alljährlich im Herrenstüblein im Nebstoc an einer gut gebratenen Gans und einem guten Glas Laufener sich zu erlaben. Das mußte man der Frau Nebstocwirthin und ihrem Ebenbild, dem Lisele, nachrühmen — so saftigen Gänsebraten wie im Nebstoc zu Föhrenbergen gab es weit und breit nicht. Zufällig war der „Herr Rath“ nicht da, als man den Tag ausmachte, an welchem die Martinigans verzehrt werden sollte. „Wenn der Rath dazu kommt, mache ich für diesmal nicht mit“, sagte der Apotheker, der immer noch einen Plick hatte von wegen der Brautschaften seiner Anna. „Ich auch nicht“, sagte der Notar. „Aber dann wird ja heuer gar nichts daraus“, meinte der Bezirksförster, „und es wäre doch schade, einen so löblichen Brauch abgehen zu lassen. Freilich weiß ich nicht, was da zu machen ist; man kann den Rath doch nicht förmlich in Bann thun. Sagt ihm die Wirthin, wir wollen ihn nicht, so speit er Gift und Galle und läßt es die Wirthschaft entgelten.“

„Ich wüßte wohl etwas“, sagte jetzt der Ober-Ingenieur vom Bergwerk, ein gar witziger ausgeräumter Kopf. Vielleicht gelingt es, ihn an einer seiner schwachen Seiten zu packen. Ich will über die Sache schlafen und das Weitere morgen